

ler“ aus jener Zeit an (Goldsmith, Rousseau, Sand, Sue). Im Laufe des Textes bezieht die Verfasserin bedeutende Persönlichkeiten aus Argentinien und Chile ein (Alberdi, Barros Arana, A. Bello, Lastarria, Mitre, Pérez Rosales, Sarmiento, Subercaseaux), stellt zahlreiche Bezüge zur französischen Literatur her (Balzac, Dumas, Flaubert, Sand, Sue), mehr am Rande zur spanischen (Larra, Moratín), lateinamerikanischen (Isaacs) und zur englischen Literatur (Goldsmith, Richardson). Der Rolle der Frau kommt überall große, wenn auch unterschiedliche Bedeutung zu. Heftigen Angriffen sieht sich mehrfach die katholische Kirche jener Zeit ausgesetzt.

Annette Paatz schafft es, ein im besten Sinne wissenschaftliches Werk so zu schreiben, dass der Nicht-Fachmann von Anfang bis Ende gefesselt bleibt, dass er sich nicht durch einen Wust an Fach-Chinesisch durchquälen muss. Die ausführliche Vorstellung des Inhalts und der Personen verschafft dem Leser einen so ausgezeichneten Überblick, dass sich die eigene Lektüre der (ohnehin kaum zugänglichen) Romane erübrigt. Die rundum gediegenen Informationen über die Autoren, den zeitgeschichtlichen Hintergrund, die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, bedeuteten für den Rezensenten eine Fundgrube.

Die meist relativ langen und damit aussagekräftigen (klein gedruckten) Zitate sowohl aus den Romanen als auch aus einschlägiger Sekundärliteratur erweisen sich als höchst informativ, in keinem Fall als überflüssig. Dies gilt ebenso für die rund 660 Fußnoten, die keine abwegigen, sondern notwendige Informationen beisteuern. Die Orthographie des Spanischen bei diesen „novelas orijinales“ bedarf der Gewöhnung, ist jedoch selbstverständlich hier angebracht. Zitate gibt es auch in Französisch und in Englisch. Auf S. 69 ist der Text etwas durcheinander geraten, auf S. 117 wird Blest Gana durch einen Zahlendreher 110 Jahre alt. Versehentlich wird auf S. 268 Miguel Hernández als Autor des „Martín Fierro“ genannt.

Auf die Bibliographie (20 Seiten) folgen im Anhang (33 Seiten) neun Dokumente, auf die im Text verwiesen worden war und deren Lektüre sich unbedingt lohnt. Zu vielen lobenden Worten gesellen sich hier mitunter auch kritische Töne.

Rudolf Kerscher

Katja Carrillo Zeiter: Die Erfindung einer Nationalliteratur. Literaturgeschichten Argentiniens und Chiles (1860-1920). Frankfurt/M.: Vervuert 2011. 322 S.

In ihrer Dissertation (Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, Professoren B. Scharlau und K. Garscha, Bibliotheca Ibero-Americana 139) holt die Verfasserin in der

Einführung weit aus - zum 19. Jh. in der Lateinamerika-Forschung, zu kontinentalen Literaturgeschichten im 20. Jh. (z.B. Anderson Imbert, Henríquez Ureña), sie geht ein auf den Nationenbegriff (hier vor allem González Stephan), stellt den von ihr untersuchten Textkorpus vor. „Die Anfänge“ vergleicht zwei Modelle - Beginn der Nationalliteratur mit der Conquista (Chile) bzw. mit der Independencia (Argentinien), wobei sehr

sorgfältig begründet wird, wie es zu dieser unterschiedlichen Einschätzung kam. Wichtig ist dabei, ob man die frühen Texte noch zur spanischen oder bereits zur eigenen Literatur rechnet und ob man andere Einflüsse (in Chile etwa durch die Mapuche) einbezieht, wie weit man die landeseigene Literatur als Beweis für die gewonnene Freiheit gegenüber der europäischen Unterdrückung einstuft. Es folgt eine Charakterisierung von einschlägigen Darstellungen der jeweiligen Literatur durch chilenische bzw. argentinische Autoren im 19. Jh. Hier wie auch in den folgenden Kapiteln zitiert Carrillo ausführlich aus der Sekundärliteratur, neben bekannten Namen, von Hegel bis Menéndez Pelayo, zeigen zahlreiche andere Textauszüge, wie gründlich die Verfasserin sich mit der Materie befasst hat.

„Die Ordnungsprinzipien“ erläutert, inwiefern die untersuchten Autoren gängige Einteilungen (Neoklassizismus, Romantik) übernehmen bzw. warum diese ignoriert werden. Ein weiterer bedeutender Gesichtspunkt ist, in welchem Ausmaß geschichtliche Ereignisse eine Rolle spielen. In diesen Zusammenhang gehört die Frage, ob die Crónicas und ähnliche frühe Texte überhaupt zur Literatur zählen oder welche Rolle die „argentinidad“ spielt.

Während diese beiden Kapitel in erster Linie für Leser interessant sind, die sich speziell mit den untersuchten Literaturgeschichten beschäftigen, bieten die beiden folgenden Kapitel lohnende Lektüre auch für diejenigen, die allgemein mehr über die Literatur von Argentinien und Chile vor dem 20. Jh. erfahren wollen. „Die Textauswahl“ vermittelt einen Überblick, konzentriert sich dann auf „La Araucana“ von Alonso de Ercilla y Zúñiga (Chile) und „Martín Fierro“ von José Hernández (Argentinien), also die beiden Standardwerke schlechthin. Was ist ein Epos (angefangen bei Homer und Vergil), wie viel Geschichte enthalten die beiden Texte, wie zuverlässig sind entsprechende Aussagen, wie einseitig schildern die Autoren das Geschehen - das sind einige der behandelten Fragen. Als Zeugen für die ►►

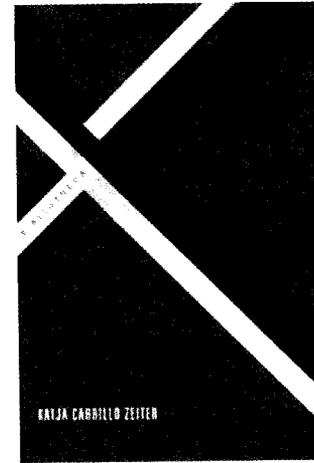


Bild: www.jpcc.de

Epoche der Independencia und der folgenden Zeit werden vor allem Bartolomé Mitre (Argentinien) und Vicente Pérez Rosales (Chile) herangezogen. Ein ergänzendes, sehr lesenswertes Unterkapitel setzt sich mit der jeweiligen Volksdichtung auseinander, mit der Unterscheidung zwischen „palladores“ und „payadores“, mit der Rolle der Gauchos (die chilenischen Huasos oder gar die Rotos können nicht konkurrieren). Erwähnt wird auch der Streit um den Einfluss des spanischen Erbes, wobei Andrés Bello hervorzuheben ist.

„Nationenprojekt und literarische Tradition“ geht kurz ein auf das Spanische in Amerika, erklärt dann den häufig verwendeten Begriff „Boden“ (für „tierra“, „suelo“, „país“ - klingt im Deutschen dennoch ungewohnt). In Chile gewinnt der historische Roman an Bedeutung, wobei die Thematik sich als relativ vielseitig erweist, wohingegen in Argentinien sich fast alles auf die Diktatur von Rosas konzentriert. Zu den wichtigen Autoren zählen hier José Mármol mit „Amalia“, auch Sarmiento, sowie Alberto Blest Gana mit „Martín Rivas“ und weiteren Romanen. Andere Autoren werden hier wie auch in den vorausgehenden Kapiteln eher am Rande erwähnt, denn es geht ja um einen Überblick.

Bei den zahlreichen Zitaten hält sich Carrillo stets an die Original-Orthographie, was einerseits sinnvoll, andererseits gewöhnungsbedürftig ist. Oft folgen auf diese Zitate eine Art Paraphrase (vielleicht für Leser, die des Spanischen nicht ganz mächtig sind), dann der wichtigere Kommentar. Die Fußnoten liefern zusätzliche, notwendige Informationen. Das Literaturverzeichnis enthält auf 10 eng bedruckten Seiten fast nur Werke der Sekundärliteratur.

Rudolf Kerscher

Sergio Pitol: Una autobiografía soterrada. Barcelona: Anagrama 2011. 135 pp.

“El ensayo y la narración se unifican” (101). Con esta frase Pitol caracteriza su obra “El arte de la fuga”. En un sentido más amplio se podría decir que esta frase es sintomática para toda la obra del autor mexicano y, por consiguiente, también para el presente libro. Normalmente una autobiografía contiene algunos elementos narrativos, en el caso presente elementos que, hasta ahora, estaban obviamente soterrados, y, en efecto, algunas páginas de este libro pueden ser consideradas narrativas. En primer lugar el informe sobre la estadía en una clínica de La Habana, en el mes de mayo de 2004, que constituye la primera parte del libro (Diario de la Pradera). Después hay dos pasajes narrativos más al estilo de la novela de aventura. El primero nos presenta a Sergio Pitol joven en un viaje a Cuba y a Venezuela, donde descubre la vida y se forja escritor. Para mejor

poder relatar este episodio y en vista de la gran distancia entre el narrador de 71 años y el “protagonista” de unos 20 años Pitol usa la perspectiva narrativa de la tercera persona. El segundo episodio narrativo es una aventura que vivió el autor ya adulto en Roma, la historia de Billie, la mujer de su amigo Raúl. Lo penoso de una cena con esta mujer en un restaurante de Roma servirá de material para la novela “Juegos florales”. A través del proceso literario este recuerdo ya no quedará soterrado, está más bien desenterrado y preservado para la posteridad en su forma literaria. En una ocasión Pitol dice que lo que los escritores escriben, lo han vivido, o en otra que escribir es (aquí cita al escritor ruso Bajtín) “dejar un testimonio personal de la mutación constante del mundo” (122). La Billie de Raúl se ha transformado en esta “Billy Upward, una mujer insufrible” (64) en el mundo novelesco de Pitol.

Como es de suponer, en un libro de Pitol lo ensayístico es el aspecto más importante. De los muchos temas tratados aquí sólo quiero destacar algunos. Me parece muy interesante lo que escribe sobre el género del cuento (sobre todo en la primera parte “Diario de la Pradera”), lo que dice sobre el proceso creativo de sus novelas y de las luchas duras por la estructura conveniente (para Pitol lo más importante de una novela) y por el estilo, como explica la importancia de lo enigmático en sus novelas y la de sus finales abiertos, como sueña con una novela caótica que escandaliza al lector, una novela incoherente... Dice al respecto: “Nunca he escrito esa novela; no soy, por desgracia, ese héroe (= el autor de una novela así). Pero moriría de ganas de atreverme a serlo” (79). En este contexto el lector pensará en las tentativas de Ernesto Sábato de crear la novela total en “Abaddón el exterminador” sin resultado satisfactorio. ¿El deseo ardiente de los novelistas de lo imposible? También me parece muy interesante lo que dice sobre su “Ars Poética” en comparación con la de otros autores en el quinto capítulo “Salvo el instinto lo demás son minucias”. Al contrario de otros autores y de los científicos Pitol lleva poco “bagaje teórico” (105) en su haber, en que fundar su arte poética. Su acceso a la literatura es espontáneo y la base sobre la cual trabaja es la lectura de otros autores (Pitol es un hombre muy leído, que hace pensar en Borges). Su escritura se puede resumir en una imagen de la antigüedad griega: es “una especie de tejido de Penélope que se hace y se deshace sin cesar” (111). Literatura en movimiento. El libro termina con una charla de Sergio Pitol con su amigo-escritor Carlos Monsiváis, que desgraciadamente no aporta mucho de nuevo y parece un poco superficial.

A pesar de una que otra locuacidad ocasional la lectura de este libro es un gran placer, sobre todo por la impresionante sabiduría del autor y el estilo vivo y lleno de vida. La impresión que queda después de cerrar el libro es una